

## des Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

(vormals: Monatschrift des Vereins für die Interessen der Hausangestellten, 9. Jahrg.)

Für Mitglieder kostenlos.  
Für Nichtmitglieder jährlich 2 Mark.  
Erscheint zu Anfang jeden Monats.

August 1909

Redaktion und Expedition:  
Ida Baar, Berlin SO. 16, Michaelkirchpl. 1, II.  
Redaktionschluss am 22. j. M.

### Die Elektrizität im Haushalt.

Die vorwärtsschreitende Entwicklung, die Erfindung und Anwendung von Maschinen hat es dahin gebracht, mehr und mehr die Handarbeit zu verdrängen und die Maschinenarbeit an ihre Stelle zu setzen. Schon die ersten primitivsten (einfachsten) maschinellen Anfänge vor Jahrhunderten boten Erleichterungen im Handwerk. War es mit der Maschine möglich, die zu fertigenden Gegenstände leichter und dabei besser herzustellen, als es die mühevollen Arbeit der Hand vermochte, so haben weitere Erfindungen auf dem Gebiete der Technik ununterbrochen Verbesserungen erzielt. Später, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, kam die Dampfkraft zur Anwendung und hat auf dem gesamten Gebiete der Industrie große Veränderungen in der Herstellung der Waren hervorgebracht. Die Muskelkraft des Arbeiters wurde mehr und mehr entbehrlich, die Kraft des Dampfes führte hier mit Leichtigkeit die Bewegung der Maschinen aus, die vorher von Arbeitenden durch Tret- oder Drehvorrichtungen ausgeführt werden mußten. Eine weitere Umwälzung hat die Entdeckung der Kraft der Elektrizität vollbracht. Die ständigen Verbesserungen der Maschinen sowie die Verwendung der Elektrizität ist die Errungenschaft des gegenwärtigen 20. Jahrhunderts, und hat sich bereits in fast alle Gebiete Eingang verschafft. Ein großer Teil des gesamten Verkehrsbetriebes, Straßenbahnen, Hoch-, Untergrund-, Schweb- und Eisenbahnen, werden mittels Elektrizität getrieben. Die Beleuchtung in der Großstadt ist fast ausschließlich elektrisch. In Krankenhäusern finden wir die Elektrizität auf dem Gebiete der Heilkunde eingeführt, und fast kein Gewerbebetrieb und keine fortschrittliche Einrichtung bleibt von der Anwendung der Elektrizität unberührt. Auch vor den Toren der Häuslichkeit macht sie nicht Halt und ist, wie schon so manche Neuerung, in das friedliche Heim eingedrungen und hat teilweise schon zu angenehmen Veränderungen geführt. Befremdet es uns heute nicht mehr, in einem modernen Wohnhause neben dem Telephon Fahrstuhl und Beleuchtung elektrisch angelegt zu finden, so ist es für uns von besonderem Interesse, über die weitere Verwendung der Elektrizität im Haushalt zu lesen. Die „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke“ geben ein Bild davon, was bereits alles mit Elektrizität betrieben werden kann. Sie lassen noch weitere Ausdehnung im Haushalt ahnen, um so auch die Häuslichkeit in einen elektrischen Betrieb zu verwandeln.

Die Artikel in den Nummern 1, 4 und 6 dieses Jahrganges der genannten „Mitteilungen“ schildern recht anschaulich, wie gering der Verbrauch von Elektrizität ist, um große Massen von Hausarbeit auszuführen. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, ist in den Artikeln ausgeführt, welche Arbeiten in einer Kilowattstunde geleistet werden können. (Mit „Kilowattstunde“ bezeichnet man ein bestimmtes Maß, wonach die Menge der verbrauchten Elektrizität berechnet wird. Ebenso wie es für andere Mengen die Bezeichnungen Gramm, Meter, Liter gibt, so heißt das Maß für Elektrizität „Watt“.) Mit diesem Maß Kraft von einer Kilowattstunde können z. B. 5000 Messer oder 75 Paar Stiefel gepußt werden. Dieselbe Menge reicht aus, um ein ganzes Jahr hindurch während 3 Minuten täglich eine Brennschere zu erwärmen oder 8 Sack Mehl zu Teig zu verarbeiten oder 9 Liter Wasser zum Sieden zu bringen oder 15 Kotelettes in 15 Minuten zu braten usw.

Es kann mit Elektrizität gekocht, gebraten, gebacken, gekühlt werden. Die gesamte Kücheneinrichtung, vom Bratherd bis zum Geschirr-Reinigungs- und Spülapparat kann elektrisch betrieben werden. In 6 Minuten kocht ein halber Liter Wasser. Für das Speisezimmer werden Teller und Speisenwärmer, Heizplatte, Teekessel und Kaffeemaschine, selbst der Zigarrenanzünder elektrisch erhitzt. Im Schlaf- und Toilettenzimmer finden wir Brennschereenerwärmer, Haartrockner, Bettwärmer, Fußwärmer, für das Kinderzimmer einen elektrischen Milchkocher. Die Elektrizität übernimmt Reinigungsarbeiten aller Art im Haushalt.

In der Waschküche werden Wasch- und Bringmaschinen sowie Stärkekocher elektrisch betrieben, die Bügeleisen werden mit Elektrizität geheizt. Der Parkettfußboden kann elektrisch bearbeitet und die Nähmaschine elektrisch in Bewegung gesetzt werden.

Da scheint es fast, als gäbe es keine Arbeiten mehr für uns. Nun, alle unangenehmen, zeitraubenden und oftmals gefährlichen Arbeiten auf mechanischem Wege ausführen zu lassen, ist durchaus richtig, und sobald eine Maschine oder eine Kraft erfunden ist, die diese Arbeit ohne besonderes menschliches Mitteln ausübt, sollte kein Mensch mehr diese Arbeit mit der Hand zu machen brauchen. Zu den vielen Arbeiten, die die Elektrizität schon im Haushalte übernehmen kann, werden sicher noch mehr hinzutreten, so daß das alte sorgende und schaffende Hausmütterchen immer mehr aus der Mode kommt. Keine von uns wird darüber trauern, daß ihr Arbeit abgenommen wird. Mußte doch schon so manche ehemalige Arbeit der Hauswirtschaft abdanken, um als ernährender, gewinnbringender Beruf wieder in Erscheinung zu treten. So ging es mit dem Weben, dem Stricken und dem Sticken, mit dem Einmachen von Früchten, dem Putzen des Gemüses, wofür es jetzt große Konservensfabriken mit Tausenden von Arbeitern gibt, und dergleichen mehr. Es gibt jetzt Fensterputzer- und Teppichklopfinstitute. Nicht lange, so sind auch diese überlebt. Schon heute reinigt man Teppiche mittels Vakuumreiniger (Staubsauger). Es verschwinden einzelne Berufe als überlebt, und andere, moderne, entstehen. In Amerika sollen viele Wohnhäuser vollständig elektrisch eingerichtet sein, und die gebotenen Annehmlichkeiten will kein Besitzer wieder mit früheren Zuständen vertauschen. In Deutschland sind wohl nur vereinzelt Anlagen in Gebrauch. Vollständige elektrische Kücheneinrichtungen, schreiben die „Mitteilungen“, sind selbst in Berlin noch selten. Die Annehmlichkeiten, die solche Anlagen mit sich brächten, können wir uns heute noch kaum vorstellen. Wir können es uns nur als recht angenehm denken, wenn wir z. B. im Winter des Morgens nur an einen Knopf drehen brauchen, um in kurzer Zeit die Zimmer erwärmt, den dampfenden Kaffee auf den Tisch und alle Zimmer auf diese Art gereinigt und gelüftet zu haben. Dies alles gewissermaßen wie von Heinzelmännchen hervorgezaubert! Nach jeder Mahlzeit, deren Herrichtung auch viel weniger Zeit in Anspruch nimmt, immer gleich wieder mit der Arbeit fertig sein, das wäre eine Lust zu arbeiten. Und doch ist dies kein Märchen, sondern tatsächlich die Zukunft des Haushaltes.

Wir erkennen hieran, daß der Hauswirtschaft noch große Umwälzungen bevorstehen, und damit auch der Stellung der Hausangestellten. Je schneller diese modernen Einrichtungen gebräuchlich werden, um so eher werden auch wir davon profitieren. Der Fortschritt auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens wird mit dazu beitragen, daß aus dem heutigen Aschenbrödel eine Angestellte des Hauses wird, deren Arbeit auf wenige Stunden beschränkt ist, deren Handierungen sauber und angenehm sind. So könnten wir Zeit, Kraft und Gesundheit sparen, wenn alle Fortschritte der Technik auch zur allgemeinen Anwendung kämen.

### Christliche Diensthilfsvereine.

#### II.

Dort, wo den Diensthilfen in ihrer grenzenlosen Verlassenheit Hilfe und Unterstützung geboten werden sollte, fanden sie taube Ohren. Die Kirche sah dies alles seelenruhig mit an. Ja, sie, die den Spuren des armen Zimmermannssohnes von Nazareth zu wandeln vorgibt, unterstützt dieses Treiben noch, indem sie den geplagten Diensthilfen nie helfend zur Seite stand, ihnen nie Schutz gewährt, sondern sie zur Demut, zum Gehorsam gegen ihre Unterdrücker und Ausbeuter zwang. Die Nachfolger Jesus haben es stets mit den Besitzenden gehalten. Sie saßen mit fatterm Behagen an der Tafel der Reichen und hatten

kein Wort der sittlichen Entrüstung ob dieser Zustände übrig. Ja, sie schimpften und bezogen noch weidlich auf die Dienstboten und der große Pfarrer Luther erklärte unter anderem: „Nun ist aber die größte Klage in der Welt über das Gesinde und Arbeitsleute, wie ungehorjam, untreu, ungezogen, vorteilhaft sie sind; das (gemeint sind die Dienstboten) ist eine Plage von Gott!“

Dieser wahre Gottesstreiter empfahl auch eine tüchtige Tracht Prügel als probates Mittel gegen die angeblichen Untugenden der damaligen Dienstboten. Die Klagen über die Fehler derselben sind seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben, während die „schwachen Seiten der Herrschaften“ erst in jüngster Zeit etwas schüchtern erwähnt werden.

So war die Lage der häuslichen Arbeitskräfte eine einzige Kette ununterbrochener Leiden und Demütigungen, bis ein neuer Geist sich geltend machte, bis ein frisch-fröhlicher Wirbelwind mit vollen Backen in die muffige, stidige Atmosphäre hineinblies. Und wie bei der vorher geschilderten Arbeiterbewegung ging nun auch aus dem Munde der entsetzten Herrschaften ein gellender Empörungsschrei durch die Lande. Was, man sollte „seine“ Dienstboten nicht mehr nach Laune und Willkür ausbeuten und behandeln dürfen? Die letzten Vorrechte der Besitzenden, die Tyrannei im Haushalte, sollte nun auch noch beschnitten werden? Das war ja unerhört! Trotz der vorzüglichen und gottgepriesenen Gesindeordnung wurden die Haus-sklaven rebellisch und verlangten ihre Menschenrechte! Und der Himmel stürzte darob nicht ein, und die Erde öffnete sich nicht, um die Frechen und Unbotmäßigen zu verschlingen. Die guten Herrschaften waren wirklich wie versteinert, manche „gnädige“ Hausvaterin mag aus diesem Anlaß wie Lots Weib in der Bibel zur Salzsäule erstarrt sein. Und hier konnten nicht einmal Gendarmen und Staatsanwälte ihre gegenseitige Tätigkeit entfalten, weil der Geist der Aufklärung, des Fortschritts, der Geist einer neuen Menschheitsperiode nicht mit Paragraphen und Strafmandaten zu bekämpfen ist. Und flugs holte man wieder die Diener beider Kirchen in der höchsten Not. Hatte sich das Mittel bei der Bekämpfung der Arbeiterbewegung nur unzulänglich bewährt, weil die Arbeiter, aus der Erkenntnis ihrer Klassenlage heraus, sich nicht länger mit leeren Versprechungen aufs Jenseits abpeifen lassen wollten, so hoffte man, bei den weiblichen und meist jugendlichen Dienstboten bessere Resultate erzielen zu können. Waren diese doch fast durchweg vom Lande und hoffte man doch, daß bei diesen noch die Furcht vor dem Strafgericht Gottes und der in der Schule künstlich erzeugte Aberglaube stärker nachwirken werde und sie sich in den Sünden der Geistlichen wie Wachs kneten lassen würden.

Und so sehen wir, wie sich auf diesem Gebiete allorts eine emsige Tätigkeit entfaltet und die Diener der Kirche haben nun wenigstens eine Beschäftigung, mit der sie die vielen Stunden der Langeweile ausfüllen können. Ueberall, besonders in den katholischen Gegenden, werden konfessionelle religiöse Dienstbotenvereine gegründet, die sämtlich von irgendeiner „Hochwürden“ (Präses) geleitet und unter dem Protektorat einer „hohen“ Dame, oft auch einer „Fürstin von königlichem Geblüt“ stehen. So glaubt man, die betörten Mädchen vor der „roten Flut“ zu schützen und willfährige, unterwürfige Haus-sklaven in ihnen zu erhalten. So hofft man, dem Sturm der Zeit zu trotzen und ein Stück Mittelalter in die Neuzeit zu verpflanzen. Diese christlichen Vereine sind natürlich nicht dem Kampfe um bessere Lebensbedingungen, um Befreiung von den schmachtvollen Fesseln der Gesindeordnung, sondern der „heiligen Agnes“ oder sonst einer nebelhaften Kirchenheiligen geweiht. Und in den frommen Blättchen und Traktätchen steht nichts von Gleichberechtigung der Dienstboten als Staatsbürger, dagegen aber sehr viel von Beten, von Fleiß, Gehorsam, Demut und dergleichen den Herrschaften sehr angenehmen Tugenden mehr. Auch wird stets gewarnt vor den „roten Agitatoren“, die das Seelenheil und den Glauben der braven Dienstboten angeblich bedrohen. Aber von der Abschaffung der vorinsinuatlichen Gesindeordnung und von der Anerkennung der einfachsten Menschenrechte der Hausangestellten ist in diesen frommen Organen auch nicht ein Sterbenswörtchen zu lesen. Ja, erst kürzlich schrieb ein katholisches Dienstbotenblatt, daß sie für die Abschaffung der Gesindeordnung, wie die Sozialdemokraten es verlangten, nicht zu haben seien. Mit der Gesindeordnung würden all die angenehmen Vorrechte der Herrschaften, würde die absolute Gewalt gewisser Hausvaterinnen fallen, würden die Dienstboten zu ihren vollen Rechten gelangen, würden in stande sein, aus eigener Kraft ihr Menschentum zu wahren. Deshalb der energische Widerstand der Herrschaften gegen die Beseitigung der Gesindeordnung. Zu „Reformchen“ an diesem vorweltlichen Gebilde möchten sich die Allgütigen unter den Reaktionsären schon verstehen, zeitgemäße Änderungen wollen sie ein-

geführt sehen, da sie sich die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände selbst nicht verhehlen können. Einige allzu krasse „Schönheitsfehler“ sollen beseitigt werden, damit dieses schimpfliche Modergesetz um so sicherer für die ferne Zukunft erhalten bleibt. Das ist bezeichnend für die vornehmen hochwohlgeborenen „Dienstbotenfrennde“. Hierbei kommen ihre wahrsten Gefühle am deutlichsten zum Ausdruck. Möge das allen jenen, die gezwungen sind, ihr Brot im häuslichen Dienste zu verdienen, bald zur Erkenntnis gelangen, mögen alle die rechtlosen häuslichen Angestellten einsehen, daß die Interessen der Herrschaften nicht auch zugleich die Interessen der Dienstboten sind. Vernünftige Familien aber, die in ihrem Personal die Persönlichkeit werten und deren Menschenrechte achten, brauchen keine mittelalterlichen Zwangs-gesetze. Sie werden immer auf dem Wege der freien und gegenseitigen Vereinbarungen mit ihrem Hauspersonal auskommen. Für jene Herrschaften aber, die in dem Dienstboten nur das recht- und willenlose Arbeitstier, den Menschen zweiter Klasse sehen, Ausnahmerechte zu schaffen oder zu konservieren, hat der Staat weder die Pflicht noch die Berechtigung. Was jede Fabrikarbeiterin hat, das Recht auf ihre Persönlichkeit, kann im 20. Jahrhundert wohl auch ein erwachsener Dienstbote verlangen. Aber verlangen, fordern muß er es. Seine Befreiung fällt ihm nicht als reife Frucht in den Schoß, denn nur unter den Wehen einer kampfbewegten Zeit wird die neue Zukunft geboren. Mögen auch die Gegner keifen und wettern. „Die Weltgeschichte in ihrem Lauf, hält weder Ochsen noch Esel auf.“

E. Unger-Berlin.

## Die Ortskrankenkasse der Dienstboten in Mannheim.

Wie überall, so ist auch in Mannheim in Krankheitsfällen für die Dienstboten nicht sonderlich gesorgt.

Trotz eines wöchentlichen Krankengeldbeitrags von 34 Pf. für über 16 Jahre alte weibliche Dienstboten, wird im Erkrankungs-falle nur Verpflegung im Krankenhaus gewährt, von Krankengeld keine Spur.

Das Mädchen hat für seinen Teil 23 Pf. Beitrag die Woche zu zahlen, wenn es nicht ausdrücklich beim Vermieten ausbedungen hat, daß das Krankengeld noch zum Lohn gehört. Ist solches Mädchen nach schwerer Krankheit aus dem Krankenhaus entlassen, aber noch erholungsbedürftig, so steht es vollständig mittel- und schulglos da. Es verfügt ebenso selten über bemittelte Eltern oder Verwandte als über eigenes Vermögen, um sich noch eine Zeitlang erholen zu können. Die meisten Mädchen müssen noch halbkrank schon wieder Stellung annehmen und sind dann immer kränklich und siechen dahin. Allgemeine Körper-schwäche oder gar Lungenleiden stellen sich häufig nach vielen Entbehrungen ein.

Trotz dieser durchaus unhaltbaren Zustände kümmerten sich unsere Hausangestellten als Klassenmitglieder nicht um diese wunderbaren Verhältnisse, sie wußten zum übergroßen Teil gar nicht, daß auch sie Rechte an die Kasse haben. In diesem Jahre war es schon etwas anders.

Für den 16. Mai waren die alle drei Jahre vorzunehmenden Vertreterwahlen für die Arbeitnehmer (Hausangestellten) obengenannter Klasse ausgeschrieben. Auch unsere Mitglieder beteiligten sich recht zahlreich an diesen Wahlen. Nach den ausgegebenen Berichten der Verwaltung der Ortskrankenkasse sollen nun auf unsere Liste 32 und auf die andere Liste 47 Stimmen entfallen sein, was nach Angabe der dort anwesenden Kolleginnen ganz unwahrscheinlich sei. Die alte Liste soll es früher im Höchstfalle auf 10 Stimmen gebracht haben. Der Kartellsekretär, welcher bei den Wahlen anwesend war, berichtet uns von sehr eigenartigen und keineswegs einwandfreien Vorgängen bei den Wahlen. Er schildert:

„Die bisherige Vorstandschaft bzw. die Wahlkommission geriet völlig außer Rand und Band, als sie die Oppositionsliste bemerkte, und zeigte sich völlig unfähig, die nötige Unparteilichkeit zu wahren. Ganz offen trat einer dieser Herren für die Verbreiter des reaktionären Stimmzettels ein und erlaubte sich u. a. auch noch die Bemerkung, daß die Vertreter der Oppositionsliste froh sein müßten, wenn die Verteilung der Zettel vor dem Kassenlokal geduldet würde. Mit welcher Unerfrorenheit man auf jener Seite zu Werke ging, geht daraus hervor, daß eine bürgerliche Dame den zur Wahl gehenden Mädchen den mitgebrachten Stimmzettel aus der Hand zu nehmen versuchte, um ihnen den gegnerischen Zettel aufzudrängen. Gegen diese Art der Agitation mußte Protest eingelegt werden, und kam es deshalb zu einem kleinen Skandal. Dergleichen Zusammenstöße ereigneten sich mehrere, und alle gaben Zeugnis von der Kopflosigkeit der alten Klassenvertretung.“

Offenbar fürchtet man jede andere Meinung, und noch mehr scheint man vor dem berechtigten Verlangen nach Reformen Angst zu haben. Die vorgeschlagenen und nun unterlegenen Vertreterinnen der Dienstmädchen würden soviel Selbständigkeit gezeigt haben, um in ihrem Amt das Wohl ihrer Kolleginnen wahrzunehmen. Die nunmehr gewählten Vertreter, die zum Teil schon bisher das Amt inne hatten, haben nichts unternommen, um die rückständigste Ortskrankenkasse in Mannheim zu verbessern.

Wenn die Dienstmädchen ihre Vertreterinnen wählen, da haben die „Herrschaften“ einfach ihre Hände davon wegzulassen, denn sowohl nach dem Gesetz als nach dem Sinne moderner Anschauung sind das eigene Angelegenheiten der Hausangestellten.“

Alle Hausangestellten müssen aus diesem Verhalten der Herrschaften erkennen, wie man sie einschätzt. Sie sollten die Antwort darauf geben in Form recht reger Agitation für unseren Verband, der auch hier erst den Hausangestellten die Augen geöffnet hat und sie von ihren Rechten unterrichtete. Nur die vereinigten Hausangestellten haben ein Interesse daran, ihre Kolleginnen aufzuklären, die Herrschaften wollen auch diese winzigen Rechte im Krankheitsfall ihnen verweigern. Kolleginnen, werbt Mitglieder, agitiert, bereitet Euch vor für die nächste Wahl!

R. A.

## Dienstboten und Arbeiterbewegung.

Zu diesem Thema schreibt der „Vorwärts“: „Die Entwicklung des Kapitalismus hat mit der Erlangung großer Einkommen die Zunahme der in häuslichen Diensten Arbeitenden befördert. Mit dem Zerfall der Markgenossenschaften (kleine geschlossene Landbezirke, die einer Gemeinde gehörten. D. R.) war das Aufkommen großer ländlicher Besitzungen gegeben; der Dienstbote wurde Bedürfnis. An den Höfen der Fürsten und Grafen wie auf den Rittergütern gab es bald viel „hohes“ und „niederes“ Gesinde. Letzteres zur Bedienung des ersteren. Durch die Abgaben der Zinsbauern waren Lebensmittel für die Hofhaltung und Veranstaltung von Festen genug vorhanden. Die Kopfzahl des Gesindes stellte deshalb für den Haushalt keinen schweren Ballast dar. Die Dienstboten, männliche wie weibliche, rekrutierten sich aus den um ihren Besitz gekommenen Bauernfamilien oder aus den nicht erstgeborenen Bauerntöchtern und Söhnen, da nach dem Erbrecht den Erstgeborenen der Hof zufiel. Die anderen Kinder mußten ihren Unterhalt an den Höfen der Adligen und großen Bauern suchen. Später erlernten die Söhne vielfach ein Handwerk. Für die Mädchen aber blieb der Dienst die einzig mögliche Zufluchtsstätte. Immer waren es natürlich die besser situierten Familien, die ein oder mehrere Dienstmädchen hielten. Mit dem Aufblühen des Handwerks konnte sich auch die Zunftmeisterin den Luxus gestatten, ein Dienstmädchen zu beschäftigen. Hier zählte das Mädchen jedoch mit zur Familie; Hausfrau und Mädchen verrichteten gemeinsam die häuslichen Arbeiten. Ueberwachung gab es dabei nicht. Die Beföstigung war reichlich und gut. Der nominelle Lohn war allerdings gering und doch haben die Mädchen zu jener Zeit gespart. Wenn sie heirateten, hatten sie den Koffer voll Leinwand und dazu Geld auf der Sparkasse. Das sind die guten alten Zeiten, von der jetzt so viel salbadert wird. Man schimpft über die Luxurlust der Dienstmädchen von heute. Man vergißt dabei, daß die Verhältnisse durchweg sich gewaltig geändert haben. Hausfrauen und Dienstmädchen trugen damals ihre Kleider wegen der größeren Haltbarkeit und dem felteneren Wechsel der Mode weit länger als heute. Die Umgehung wirkt natürlich auch auf die Dienstmädchen ein. Das Luxusbedürfnis der Damen überträgt sich in gewissem Sinne auch auf jene. Der Unterschied in der Betätigung ist nur, daß die Dienstboten mit billigem Land zufrieden sein müssen, so daß in dieser Beziehung der Abstand zwischen Dienstmädchen und Herrschaft viel größer ist als er ehemals war.

In einem modernen Haushalt bleibt — mit wenigen Ausnahmen — die Arbeit fast allein dem Dienstmädchen überlassen. Gewiß, die moderne Industrie hat revolutionierend (umwälzend) im Hauswesen gewirkt; manche Arbeit, die früher einen Teil des Tages in Anspruch nahm, fällt heute weg. Dafür ist aber auf der anderen Seite der Luxus in der Hauswirtschaft gestiegen, die großen Wohnungen haben zugenommen. Das gesellschaftliche Leben der Herrschaften bürdet den Mädchen große Mengen von Arbeit auf. Nur teilweise kommt der Komfort in den modernen Großstadtwohnungen den Dienstboten zugute; ihre soziale Lage (Lebenshaltung) hat sich zweifellos verschlechtert.

Die Abhängigkeit der Dienenden von ihren Dienstgebern macht aus den Dienstboten Menschen, die für die Empfindungen und Bestrebungen des industriellen Proletariats kein Verständnis haben. Die Dienenden sind vom öffentlichen Leben völlig abgeschlossen, sie bekommen oft nicht einmal eine Tageszeitung zu Gesicht. Der enge Gesichtskreis, in dem sie leben, läßt sie nicht zur

Erkenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge kommen. Wohl empfinden die Dienenden die Qual der Knechtung, der Unfreiheit; sie beneiden die in den Fabriken arbeitenden Mitstreitern um ihre freie Zeit. Der Neid und die Verständnislosigkeit läßt sie aber falsch urteilen. Ein Dienstmädchen betrachtet ein Fabrikmädchen als schlecht, die Fabrikarbeit erachtet es als minderwertig. Es fühlt sich schon erhaben in dem Bewußtsein der späteren Würde als Hausfrau. Den Emanzipations(Unabhängigkeits-)bestrebungen der Arbeiter stehen sie mit Gleichgültigkeit gegenüber. Nicht aus dem richtigen Erkennen der Tatsachen, sondern beeinflusst von der Gesinnung der Herrschaften hassen die Dienstmädchen teilweise sogar die Bestrebungen der Sozialdemokratie. Als Dienende können sie der Partei allerdings wenig schaden, nur soweit, als sie selbst ihr fernbleiben. Anders ist es aber, wenn sie aus der dienenden Stellung herauskommen, durch Heirat oder Selbständigwerden in die kleinbürgerliche Existenz hineinkommen. Viele der kleinen Geschäftsleute waren früher Diener, Kutscher oder sonstige Angestellte im Privathaushalte. Sie stehen in ihrem neuen Erwerbseben der Sozialdemokratie noch ebenso feindlich gegenüber wie früher. Noch wichtiger für uns ist die Haltung des ehemaligen Dienstmädchens als Frau und Mutter. Alljährlich schließen viele Dienstmädchen die Ehe mit Arbeitern, oft mit überzeugten Parteigenossen. Da gibt es denn nicht selten häusliche Zwistigkeiten wegen der Tätigkeit des Mannes in der Partei- und Gewerkschaftsbewegung. Ein guter Parteigenosse wird natürlich versuchen, seine Frau aufzuklären. Da setzt sich ihm dann ein mächtiger Widerstand entgegen, der oft zu einem unharmonischen Zusammenleben, zu ständigen Konflikten führt, den Unfrieden, das Sichnichtverstehen in die Familie hineinträgt. So kommen verschiedene Umstände zusammen, die es als dringend notwendig erscheinen lassen, nach dieser Richtung mehr agitatorisch und aufklärend zu wirken.

Erfreulicherweise hat nun eine rege Agitation unter den Dienstboten eingesetzt, die in verschiedenen Städten auch bereits hübsche Erfolge erzielt. Im allgemeinen sind aber die Früchte aus dieser Arbeit noch gering. Die Abgeschlossenheit der Mädchen ist auch hier ein Hemmnis. Doch wird es den unermüdeten Bemühungen gelingen, Licht in die Köpfe der Hausklaven zu bringen und sie zu überzeugen von der Notwendigkeit ihrer Teilnahme am Befreiungskampfe des Proletariats.“

## Aus unserem Berufsleben.

Berlin. Ein Staatsanwalt gegen sein Dienstmädchen. Aus Schlesien hatte sich der Staatsanwalt Otto Hausmann in Großlichterfelde, Bellevuestraße 41, sein Dienstmädchen kommen lassen. Er hatte wohlweislich eine sechswöchentliche schriftliche Kündigung vereinbart. Das Mädchen, Emma Nibel, war seit dem 1. Oktober 1907 bei ihm in Dienst. Am 1. März 1909 erklärte Fräulein Nibel ihrem Dienstgeber, daß sie sich verheiraten werde und den Dienst zum nächsten Quartalswechsel verlassen möchte. Der Staatsanwalt eröffnete ihr darauf, daß sie zur Aufgabe des Dienstes vor dem 1. Juli nach den §§ 145, 147, 148 der Gesindeordnung nicht berechtigt sei. Bei der Polizei, wo sich das Mädchen erkundigte, wurde ihr gesagt, daß sie den Dienst verlassen könne, wenn sie eine Ersatzkraft stelle. Dazu war sie bereit. Aber der Dienstherr wollte nichts davon wissen. Nun glaubte sie sich berechtigt, den Dienst zu verlassen und zog am 16. März 1909 unter Mitnahme ihrer Sachen fort. Sie hatte aber noch 55 Mk. Lohn, für die Zeit vom 1. Januar bis 15. März, zu fordern. Diesen Lohn erhielt sie nicht; der Staatsanwalt machte eine Gegenrechnung im Betrage von 55,60 Mk. auf. Diese Gegenrechnung wollte Emma Nibel aber nicht anerkennen und drohte mit der Klage wegen des rückständigen Lohnes. Jetzt erhob der Staatsanwalt die Klage. Bei der Verhandlung zeigte es sich, wie hilflos ein Mädchen vor Gericht ohne Rechtsbeistand ist.

Der Staatsanwalt Hausmann war durch einen Rechtsanwalt vertreten. Fräulein Nibel hatte keinen Rechtsbeistand. Der Richter erklärte ihr, die Ansprüche des Staatsanwalts seien gesetzlich begründet, und er könne ihr nur raten, dieselben anzuerkennen. Die Beklagte folgte leider dem Rat, da sie keinen anderen Ausweg sah. Sie verliert den Lohn für die Arbeit von 2½ Monaten, soll die Gerichtskosten bezahlen und hat noch ein Strafmandat über 15 Mk. zugestellt bekommen wegen unberechtigten Verlassens des Dienstes.

Wäre das Mädchen Mitglied unseres Verbandes gewesen, so wäre ihr ebenfalls ein Rechtsanwalt zur Seite gestellt. Zu spät erkannte sie den Wert der Organisation.

Aus Königsberg i. Pr. wird gemeldet: Eine brutale Dienstherrschaft scheinen die Eheleute Bernig, Burgkirchenplatz 2, zu sein. An Stelle des Lohnes werden von der „gnädigen“ Frau alte Kleider verabfolgt. Ab und zu Faustschläge und sonstige Mißhandlungen; seitens des „gnädigen“ Herrn nur mit der Faust, während die „gnädige“ Frau eine Klopfpfeife, und deren Mutter, eine Frau Aducharski, Feuerhaken, Holzlöffel und Breistampfer benützt. Daß eine solche Behandlung der Gesundheit nicht zuträglich ist, wird verständlich sein. Das uns vorliegende ärztliche Attest konstatiert denn auch „das Vorhandensein zahlreicher blauer Flecken und grüngelber Hautstellen am Rücken und an beiden Armen; an den Armen finden sich außerdem ganz frische Blut-

austritte, am linken Ellenbogen und rechten Oberarm mit entsprechender Schwellung und Empfindlichkeit der Haut. Am rechten Ohr und an der rechten Wange befinden sich Hautabschürfungen und eine blutunterlaufene Hautstelle. Die geschilderten Veränderungen der Haut, so heißt es weiter im ärztlichen Attest, rühren zweifellos von Schlägen her und sind der Ausdruck mehrfacher Körperverletzungen. — Eine Strafanzeige ist gegen diese „gnädige“ Dienstherrschaft erstattet. Die Regelung der Lohnforderung hat das Arbeiterssekretariat übernommen. — So lange sich die Dienstboten in Königsberg nicht organisieren, sind sie vor dergleichen Brutalitäten nicht geschützt. **Stolt, Arbeiterssekretär.**

**Leipzig. Ein erpreßtes Geständnis.** Die Schikanen, denen die armen Hausangestellten ausgesetzt sind, wenn die reichen Herrschaften ins Bad reisen wollen, machen sich auch in Leipzig bemerkbar. Am liebsten möchte man zuvor das Mädchen abschieben, damit der Lohn für 4 Wochen gespart wird. Gründe für plötzliche Entlassung werden gesucht und gefunden. Ein Beispiel dafür. Eins unserer Mitglieder war bereits dreiviertel Jahr bei einer Herrschaft bedienstet. Man muß annehmen, zur vollen Zufriedenheit, denn als Martha zu Ostern kündigen wollte, erhöhte die Dame den Monatslohn von 15 auf 16 Mk. Jetzt wurde die bevorstehende Badereise besprochen, fest stand, daß das Mädchen nicht behalten werden sollte, trotzdem erfolgte am 1. Juli keine Kündigung. Mittwoch, den 7. Juli, vormittags, beschuldigte die Hausfrau unser Mitglied, am Montag, den 5. Juli, habe sie 2 Mk. aus dem verschlossenen Buffet entwendet, was Martha mit Entrüstung von sich wies. Noch dazu, wo ein 11jähriger Sohn erzählt hat, er habe ziemlich 3 Mk. Schulden beim Eisemann. Auf diese Beschuldigung hin will Martha sofort den Dienst verlassen, was ihr die „Gnädige“ verwehrt. Mittags muß sie ins Eßzimmer kommen, wo der Herr ihr den Diebstahl auf den Kopf zusagt. Martha beitreitet denselben. Nun redet ihr der Herr gut zu: „Martha, gestehen Sie es doch, wenn Sie ja sagen, erhalten Sie ein gutes Zeugnis und ich schreibe auch ins Buch, daß sie ehrlieh sind.“ Unter dem Druck der Drohung, ein schlechtes Zeugnis zu erhalten, sagt sie „Ja!“, doch wider besseres Wissen. Später wurde Martha ohne weiteres entlassen, sie verweigerte die Annahme des Dienstbuches, weil „ehrlieh“ im Zeugnis fehlte. Zu spät befaß sich Martha auf ihren Verband. Nun, nachdem die Karte verfahren war, wurde die Organisation in Anspruch genommen. Aber wir wollten gern retten, was noch zu retten war. Ich setzte mich mit der Herrschaft in Verbindung und mir wurde klar, wie machtlos das Mädchen dem wirtschaftlich Stärkeren gegenüber war. Der Herr behauptete, gestanden sei gestanden und er würde unter keinen Umständen „ehrlieh“ ins Buch schreiben, denn dann würde sie wo anders wieder stehen. Als der Herr hörte, in welcher Eigenschaft ich eingriff, behauptete er: Ja, der Verein, der hilft den Mädchen und verdirbt sie dadurch. Schließlich erreichte ich dann, daß an dem sonst guten Zeugnis angefügt wurde: und sie war ehrlieh. Leider verzichtete bei einer diesbezüglichen Frage das junge Mädchen auf Unterhaltskosten für einen Monat. Bemerkte sei, daß alle vorangegangenen Zeugnisse die denkbar besten waren. So sehr das erpreßte Geständnis zu bedauern ist, ist es auch gleichzeitig zu verurteilen, und sollte allen Hausangestellten als Warnung dienen, sich in ähnlichen Fällen, auch nicht durch die verlockendsten Versprechungen noch Drohungen zu Geständnissen zu verstehen, die nicht der Wahrheit entsprechen. Bei irgend einem Streitfall zwischen Mädchen und Herrschaft ist auf alle Fälle zuvor der Verband um Rat und Auskunft anzugehen, damit der Leitung die Vermittlung nicht erschwert wird. **Hg.**

**Nürnberg. Das Los des Alters.** Die 51jährige Köchin L. war bei der Frau Dr. Leising seit einigen Monaten in Stellung. Die alte Dame scheint ihre Lebensaufgabe in der Schikanierung ihrer Dienstmädchen zu erblicken, denn nur so lassen sich die vielen Klagen und Beschwerden der Hausangestellten erklären. Als es am 8. Juli wieder zu Differenzen darüber kam, ob die Nudeln auf dem Feuer oder daneben stehen sollen, wurde die 51jährige Köchin angehehrt: „Widerspruch dulde ich nicht, Sie können sofort gehen.“ Die Köchin erklärte sich damit einverstanden, falls sie Lohn und Kostgeld bis zum nächsten Ersten erhält. Der Schlußrefrain war — kein Pfennig wird gezahlt. Am anderen Morgen erschien Frau L. in der Küche mit dem Morgengruß: „Na, sind Sie noch nicht zum Hause hinaus — Ihnen werde ich Beine machen!“ Flugs wurde telephoniert und der älteste Sohn mußte kommen. Dieser 31jährige — padte die 51jährige Köchin — ohne zu fragen, was es gegeben hätte — am Hals und droffelte sie derart, daß die Nerven einen Krampfanfall bekam und zurzeit im Krankenhaus liegt, wo sie in fiebernder Angst noch immer weint. Da die Köchin Mitglied des Dienstbotenvereins ist, so ist diese „Herrschaft“ verklagt worden. Auch am Zimmermädchen verjuchte Frau L. ihre Kraftprobe. Sie schloß einfach das Brot ein, damit das junge Mädchen nicht so viel zu Abend essen konnte. Aber hier hatte Frau L. sich geirrt, wenn sie glaubte, das Zimmermädchen würde arbeiten, ohne sich satt zu essen. Diese sperrete nun ihrerseits das Geschirr vom Abendessen im Abspülstrank ein, ohne es abzuwaschen. Auf die verwunderliche Frage der Frau L., „was sie sich unterstehe“, antwortete das Mädchen, so wie ihr das Brot eingesperrt werde, so sperre sie die Arbeit ein. Zum Glück war der zweite Sohn daheim, der dem Mädchen beistand, das Zimmermädchen entging somit dem Gewaltakt, den ihre alte Kollegin im Krankenhaus noch lange Zeit spüren kann.

Vorstehender Fall zeigt wieder einmal, wie es in seinen Häusern zugeht. Darum sollen alle Hausangestellten dem Verbands beitreten, damit dieser Mißstände kritisiert und Aenderung herbeiführen kann. Daß es dem Hausangestelltenverband oft erfolgreich gelingt, dem Mädchen ihre Rechte zukommen zu lassen, hat ja auch der Fall Ehreke gezeigt. Ehreke hatte einem jungen Dienstmädchen ein schlechtes

Zeugnis gegeben und weigerte sich, dieses zu ändern. Nachdem er vom Hausangestelltenverband verklagt wurde, hat Ehreke das Zeugnis geändert und noch sämtliche Gerichtskosten zu tragen.

Nürnberg.

Helene Grünberg.

— **Ein Brief eines Nürnberger Mitgliedes.** Da ich schon in verschiedenen Städten hörte, daß besonders in München sehr gute Stellen zu haben sind, so wollte ich mich doch einmal selbst davon überzeugen, und begab mich Ende September nach München. Es war eben die Zeit, wo die Herrschaften vom Lande zurückkommen und ihre im Frühjahr abgedankten Mädchen durch neue ersetzen mußten. Ich ging zunächst in das Dienstbotenheim, und hier warteten schon eine große Anzahl Mädchen auf den günstigen Moment, wann sie das liebe Schicksal einem Hungerleiderplätzchen auslieferte. Denn während meines mehrwöchigen Aufenthalts in diesem Heim kam keine geringe Zahl von Mädchen wieder zurück und beklagten sich wegen der zu knapp bemessenen Kost, die sie erhielten. Auch mir ward ein solches Glück zuteil. Da ich nichts Passenderes bekam und man schließlich froh sein muß, nur etwas zu bekommen, so vermietete ich mich als Zimmermädchen in einer Pension. Zimmermädchen war ich nur solange, als ich mit den Zimmern beschäftigt war. Besser wäre freilich „Laufrädchen“ angebracht gewesen, da wir eine Koch- und Haushaltungsschule hatten, und ich auch jeden Gang besorgen mußte. Ich hatte bis mittags beständig zu laufen, da wir alles im kleinen kauften und sich meine „Herrin“ nicht schämte, wegen ein Ei oder ein Pfund Kartoffeln mich eine Strecke Weges zu schicken. Ob es mich dann nach einem Stückchen Brot gelüftet, wurde ich nicht gefragt, und so konnte ich bis 1/2 und 2 Uhr warten, ob die 18—20 Damen, welche bei uns Mittagstisch hatten, etwas übrig ließen. Nachmittags durfte ich die Rolle eines Spülmädchens übernehmen, und bis ich die Küche wieder in Ordnung hatte, war die Zeit zum Abendessen da. Nachdem auch dieses vorüber war, durfte ich mit neuem Eifer an die Spülschüssel heran. Wenn nun wieder alles in Ordnung war, wäre es wohl Zeit gewesen, in das Bett zu gehen. Doch ich hatte mir das bisherige Essen und meinen Lohn noch nicht verdient. Ich durfte noch ein anderes Amt bekleiden, nämlich das einer Pförtnerin. Unsere Pensionärinnen waren gekommen, das Leben in München zu genießen, und so ging es häufig in Theater und Konzerte, und das duldsame Mädchen konnte in der kalten Küche warten, bis es den Damen gefällig war, nach Hause zu kommen, mitunter wurde es 1 und 1/2 Uhr. So hatte ich zwei Monate diesen abwechslungsreichen Tageslauf durchgemacht, bis mich ein glücklicher Zufall aus diesem Paradies führte. Ich wurde dann von meinem Bruder auf die Dienstbotenorganisation aufmerksam gemacht, von welcher ich vorher noch nie etwas gehört hatte. Nun kam ich nach Nürnberg und ließ mich in den Verein aufnehmen. Erhielt auch sogleich eine sehr gute Stelle vom Stellennachweis, und bin nun sehr froh, endlich einmal etwas Nützliches zu haben. Um mich erkenntlich zu zeigen, wird es meine erste Pflicht sein, meine Freundinnen und sonstigen Bekannten über den Nutzen der Organisation aufzuklären, damit sie unseren Verein lieb gewinnen und so dem Verein noch recht viele Mitglieder zugeführt werden. Das gleiche erwartet auch von ihren wertvollen Kolleginnen

Marie D., Nürnberg.

## Ausland.

**Dienstbotenschutz in der Schweiz.** Der „Große Rat“ von Basel veröffentlicht folgende neue Bestimmung betreffend gesetzliche Ruhezeit der häuslichen und landwirtschaftlichen Dienstboten: „Den häuslichen und landwirtschaftlichen Dienstboten sind jede Woche an einem Ruhetage zwischen 7 Uhr morgens und 9 Uhr abends wenigstens 6 Stunden, wovon mindestens 4 Stunden ununterbrochen, freizugeben. Auf Grund einer schriftlichen Vereinbarung, die den Vorbehalt enthält, daß bei Beendigung des Dienstverhältnisses nicht genossene Freizeit dem Dienstboten wie Werktagsarbeit in bar zu entschädigen ist, kann dem Dienstboten höchstens die Hälfte der innerhalb einer Periode von längstens 26 Wochen ihm zukommenden Freizeiten als ununterbrochene Freizeit eingeräumt werden.“

**Der Kongress der dänischen Dienstmädchen.** Der Dänische Dienstmädchenverband hielt vor einigen Wochen zu Kopenhagen seinen Verbandstag ab. Es waren ungefähr 100 Delegierte aus Kopenhagen und den Provinzorten anwesend. Es wurde beschlossen, mit dem Dienstkleinerverband, der Organisation der Landarbeiter, Dienstfrachten und Mägde, zwecks Schaffung eines Gegenseitigkeitsvertrages in Verbindung zu treten. Ferner beschloß man sich mit der Frage des Anschlusses an den Gesamtverband der Gewerkschaften. Zu einer Entscheidung kam es jedoch noch nicht. Als Verbandsvorsitzende wurde Fräulein Karoline Nielsen gewählt.

Am Sonntagnachmittag hatte der Dienstmädchenverband in dem großen südlich vom Frederiksbergschloß liegenden Park ein Fest veranstaltet. Die Delegierten und Mitglieder marschierten dahin durch die Stadt in langen Zügen. Es war der erste Demonstrationzug der Dienstmädchen Dänemarks.

## Notizen.

**Ein Landarbeiterverband** ist unter dem Namen: „Verband der Land-, Wald- und Weinbergsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands“ gegründet worden. Dieser ist bei seiner Agitation in der Hauptsache auf die Mitarbeit der organisierten Arbeitererschaft in den kleineren ländlichen Orten und auf den Gutshöfen angewiesen. Die Organisationsarbeit des neuen Verbandes kommt der gesamten Arbeiterbewegung und besonders auch unserer Dienstbotenorganisation zugute; deshalb ersuchen wir die Kolleginnen, welche vom Lande zu uns gekommen sind und deren Eltern und Geschwister in

folchen ländlichen Gebieten arbeiten, die für den Verband der Land-, Wald- und Weinbergearbeiter in Frage kommen, diese ihre Unverwandten auf den neuen Verband hinzuweisen. Jede wende sich am besten schriftlich an den Verbandsvorsitzenden Herrn Georg Schmidt, Berlin, Michaelkirchplatz 1, und gebe die Adressen auf, wohin die Zeitung „Der Landarbeiter“ gefandt werden soll. Wenn jedes einzelne Mitglied mithilft, überall hin die Aufklärung zu tragen, so wird sie selbst mit den Nutzen davon haben. Jede einzelne denke an die Brüder in der Heimat und an das Unrecht und die Not, worunter sie leiden.

**Die Berliner Gewerkschaften im Jahre 1908.** Nach dem 20. Jahresbericht der Berliner Gewerkschaftskommission für das Jahr 1908 waren dieser 73 Organisationen mit 223 806 Mitgliedern angeschlossen, d. h. 12 276 Mitglieder weniger als im Vorjahre. Die häufige Arbeitslosigkeit, die einen großen Teil der Arbeiterschaft traf, war auch auf den Anschluß der Mitglieder und den Verbleib in den Gewerkschaften nicht ohne Einfluß. Wo geringer Verdienst, ja oft so viel wie gar kein Einkommen ist, da wird auch häufig aus Kurzsichtigkeit der Arbeiter, oftmals auch aus bitterer Not, am wichtigsten: dem Gewerkschaftsbeitrag, gespart. Trotzdem hatten einige Gewerkschaften einen kleinen Aufschwung in der Mitgliederzahl zu verzeichnen. Die Zahl der organisierten Frauen und Mädchen betrug 16 330. Alle an die Berliner Gewerkschaftskommission angeschlossenen Verbände hatten eine Jahreseinnahme von über 9 Millionen Mark, eine Ausgabe von nahezu 7½ Millionen Mark. Die Verbände gaben diese Summen u. a. an ihre Mitglieder aus für Krankenunterstützung, Invalidenunterstützung, Unterstützung an Streikende und Gemäßregelte, an Arbeitslose usw..

Das Berliner Arbeitersekretariat wurde im Jahre 1908 von 19 426 Personen aufgesucht: 17 209 männliche und 2091 weibliche. Der größte Teil war gewerkschaftlich organisiert. Das Sekretariat war tätig auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung, des Arbeits- und Dienstvertrages, des Strafrechts, des bürgerlichen Rechts, der Gewerbeinspektion usw. Persönliche Vertretung durch den Sekretär bei Klagen erfolgte in 475 Fällen und in 219 Fällen mit Erfolg. — Unsere Mitglieder seien hier nochmals darauf hingewiesen, daß auch ihnen in Streitfällen die Benutzung des Arbeitersekretariats kostenlos zur Verfügung steht: Engländer 15 I, 9—12½ und 6—7½ Uhr.

**Trinkgelde als Dienstmädchenlohn.** Vor kurzem, schreibt der „Vorwärts“, zeigte wieder ein vor dem Gemeindericht verhandelter Prozeß die zwar nicht neue, aber vielen nicht bekannte Tatsache, daß auch in Berlin Dienstmädchen zuweilen ohne jeden Lohn, sondern nur gegen Trinkgelberverdienst als Entschädigung für ihre Dienste arbeiten. Es war in diesem Prozeß zwar strittig, ob die Klägerin L. nicht doch Anspruch auf Lohn hat. Sie behauptet, daß ihr die Beklagte, die Zimmervermieterin Friedrich, 25 Mk. Lohn neben dem Trinkgelbverdienst versprochen habe. Die Beklagte bestreitet das. Sie will der Klägerin nur einen Trinkgelbverdienst in Höhe von 25 Mk. monatlich garantiert haben. Da die Klägerin aber mehr als 40 Mk. Trinkgelbverdienst gehabt hat, sei sie nicht verpflichtet, ihr noch Geld zuzuzahlen. Da die Beklagte zur Eidesleistung bereit war, ging die Klägerin auf den Vergleichsvorschlag des Gerichts, sich mit 10 Mk., die Forderung betrug 56 Mk., als abgefunden zu erklären, ein. Die Beklagte war allerdings nur mit Mühe zur Annahme des Vergleichs zu bewegen. Unseres Erachtens hätte das Gewerbegericht die Beklagte auf Grund des § 612 des Bürgerlichen Gesetzbuchs verurteilen können und sollen. Nach dieser Gesetzesvorschrift gibt eine Vergütung als stillschweigend vereinbart, wenn die Dienstleistung den Umständen nach nur gegen eine Vergütung zu erwarten ist. Nimmt eine Zimmervermieterin ein Dienstmädchen an, so gilt danach eine Vergütung als selbstverständlich. Die Beklagte hätte zu beweisen gehabt, daß Vergütung durch die angebliche Trinkgelberabrede ausgeschlossen war.

## Berichte aus den Ortsgruppen.

**Berlin.** In der Dienstbotenversammlung am 7. Juli sprach der Arbeitersekretär Ad. Ritter über: „Die Rechtslosigkeit der Dienstboten“. Der Referent konnte viele Fälle aus seiner Praxis (Erfahrung) anführen, in welchen den Dienstboten zu Unrecht schlechte Zeugnisse ausgestellt waren, die Sachen einbehalten wurden und dergleichen mehr. Sehr häufig war es ihm gelungen, den Mädchen wieder zu ihrem Rechte und ihren Sachen zu verhelfen. Der Referent wies darauf hin, daß keine Besserungen im Verufe möglich seien, wenn nicht der größte Teil der zu einem Verufe gehörenden Arbeiterinnen sich zusammenschließen, um gemeinsam zu beraten, was zu tun ist. Diesen Zweck muß der Verband erfüllen. Ist es zuweilen nicht möglich, Verbesserungen zu erreichen, so kann doch die Organisation Verschlechterungen verhüten. Gerade die Hausangestellten, die vereinzelt und verlassen in ihrer Arbeitsstätte, dem Herrschaftshause, arbeiten, können im Verband das wieder finden, was sie im fremden Ort vermissen. Im Verbande sind sie mit Gleichgesinnten zusammen und können sich sowohl zu ernstlichen Beratungen wie auch zu vergnügten Stunden zusammenschließen. Der Vortrag fand allgemeinen Beifall und es fand noch eine rege Diskussion statt. Aus dieser hat nun die bürgerliche Presse herausgehört, daß der Berliner Verband der Hausangestellten eine

### schwarze Liste

anlegen wird, um alle diejenigen „Herrschaften“ bei Namen kennen zu lernen, die sich gegen Hausangestellte ungehörnde Behandlung zuschulden kommen lassen. Daß hier zuviel gehört wurde, wird die nachstehende Diskussionschilderung ergeben.

Durch das Referat angeregt, wurden aus der Mitte der Versammlung Klagen laut, daß „Damen“ ihre Hausangestellten geschlagen haben, andere hatten nicht genügend zu essen bekommen und andere Ungehörigkeiten mehr. Darauf forderte die Leiterin der Versammlung die Anwesenden auf, erstens stets, nur den städtischen Arbeitsnachweis in der Linkstr. 11 aufzusuchen und die gewerksmäßigen Vermittler zu meiden, weil der städtische Nachweis ein Interesse daran hat und haben kann, die Stellensuchenden gut unterzubringen, während die gewerksmäßigen Vermittler im Gegenteil ein Interesse am häufigen Wechsel der Stellungen haben, da ihnen jeder Stellenwechsel einer Hausangestellten Geld einbringt. Im städtischen Arbeitsnachweis fällt das Geldverdienen fort, vielmehr können dort noch bestimmte Bedingungen erfüllt werden. Kommen trotzdem Klagen über schlechte Stellen vor, so sei es Sache der Mitglieder, sich an ihren Verband zu wenden und diese Klagen vorzubringen. Sind sie berechtigt, so wird der Verband einschreiten. Eine „schwarze Liste“ zu führen, verdammt der Verband der Hausangestellten ebenso, wie alle übrigen Gewerkschaften. Es wäre auch unpraktisch, eine solche Liste anzulegen, weil sie bald eine unübersehbare Länge erreichen würde. Wenn so manche Herrschaft in diesen Tagen über den angeblichen Beschluß des Berliner Hausangestelltenverbandes aufgeregt war, so ist es wohl mehr das schlechte Gewissen als das Gerechtigkeitsgefühl, welches hier in Wallung geriet. Wir können nur wünschen, daß alle Hausangestellten unserer Aufforderung, wie bisher, auch ohne Beschluß Folge leisten, damit den vielen Ungehörigkeiten, die noch immer gegen Hausangestellte verübt werden, endlich Einhalt getan wird.

**Hamburg.** Mitgliederversammlung am 8. Juli im Gewerkschaftshause. Ueber das private Versicherungswesen unter besonderer Berücksichtigung der Abonnement- und Volksversicherung sprach Herr Besche. Die Herrschaften treten der Haftpflichtversicherung bei, um sich vor pekuniärem Schaden zu schützen. Das heißt, die Versicherung verpflichtet sich, für den Schaden aufzukommen, der durch eine direkte Schuld oder Fahrlässigkeit der Herrschaft herbeigeführt ist. Das Reichsgericht hat entschieden, daß die Herrschaft Sorge zu tragen hat für die Sicherheit der Hausangestellten bei den täglichen Berufsarbeiten. Wird z. B. ein Mädchen angehalten, ohne die ortsübliche Sicherheitsvorrichtung Fenster zu putzen und es stürzt auf die Straße, so ist die Herrschaft — in diesem Fall die Haftpflichtversicherung — verpflichtet, die aus dem Unfall entstehenden Kosten zu tragen. Leidet ein Mädchen an Schwindelanfällen und verschweigt es dies beim Vermieten, so braucht die Herrschaft nur einen Teil der Kosten zu tragen. Für alle nachträglichen Leiden kommt aber die Haftpflichtversicherung nicht auf. Es ist allen dringend zu empfehlen, eine sogenannte Zuschlagsversicherung einzugehen, sich der Unfallversicherung anzuschließen. Medner verbreitet sich sodann des längeren über Volksversicherungen, wie die „Victoria“, „Juna“ usw. Schon in der letzten Kartellversammlung wies er darauf hin, daß es vollkommen falsch sei, diese Art Unternehmungen als Schwindel hinzustellen. Man könne sie vielmehr als mit einer sehr unrentablen Sparkasse vergleichen, die für ihren Beamtenstab über drei Fünftel ihrer gesamten Einnahmen wieder verausgaben müsse. Und gerade das schwer arbeitende Volk ist auch hier wieder im Nachteil, da es ihm nicht möglich ist, große Beiträge mit einem Male einzuzahlen und es somit alle Unkosten, wie Einfassung, Buchungen und Verwaltungskosten usw. zu bezahlen hat. Medner warnt dringend davor, einen Revers zu unterschreiben, der nicht vorher gründlich durchgelesen wurde, da in diesen Schriftstücken dem Laien so unverständliche Sätze enthalten seien, die ihm oft zu materiellem Schaden gereichen. Mit festem, energischem Willen, meint Medner, könne jede Frau diese sauer ersparten Groschen auf eine Sparkasse tragen, wo sie mindestens dieselbe Summe herausbekommt wie bei der Volksversicherung. Dabei hat sie keine Unannehmlichkeiten zu fürchten und ist an keine Zeit gebunden. Dann erstattet die Kassiererin die Abrechnung vom 2. Quartal. Einnahmen 4689,79 Mk., Ausgaben 3772,97 Mk. Kassenbestand 916,82 Mk. Darauf wurde noch der Versammlung der Beschluß der letzten Vorstandssitzung, die Kollegin Kähler fest anzustellen, unterbreitet; demgemäß wurde beschlossen.

**Kiel.** Unsere Mitgliederversammlung fand am 1. Juli statt. Die Kassiererin erstattete den Kassenbericht vom 2. Quartal. Die Einnahme betrug 174,53 Mk., die Ausgabe 156,33 Mk., Kassenbestand 18,20 Mk. Als Schriftführerin wurde Frau Gauer, als Revisorin Frau Deering und als Einfassiererin Frau Horn und Fr. Bonau gewählt. Dann wurde auf Antrag unserer ersten Bevollmächtigten, Frau Niendorf, beschlossen, monatlich einmal ein kleines Vergnügen abzuhalten, das dazu dienen soll, unsere Mitglieder mehr untereinander bekanntzumachen und an einander zu gewöhnen. Zu diesen, wie überhaupt zu allen Veranstaltungen können von den Mitgliedern auch Nichtmitglieder eingeführt werden. Für Damen ist der Eintritt frei, Herren zahlen 50 Pf. Die Garderobe soll abgegeben werden, wofür 10 Pf. zu zahlen sind. Die Frage einer Garderobenfrau wurde lebhaft besprochen. Von der Mehrzahl der Versammelten wurde gewünscht, daß die Garderobe an stilles Mitglieder, die sich bei der Vorsitzenden des Vergnügungskomitees dazu melden sollen, der Reihe nach abwechselnd vergeben werden. Nach diesem Antrage wird verfahren werden. Berta Gauer.

**Stuttgart.** Unser Verein hielt am Sonntag, den 13. Juni, im Gewerkschaftshause seine Mitgliederversammlung ab. Herr Rebafter Westmeyer sprach über: „Humoristisches in Literatur und im öffentlichen Leben“. Er erntete für seinen Vortrag reichen Beifall. Hierauf gab die Vorsitzende bekannt, daß wir für unsere ausgeschiedenen Ausschußmitglieder Ersatz haben müssen. Gewählt wurde Frau Stöckle als Revisorin, Fräulein Frank als Revisorin, Frau Maier ebenfalls als Revisorin. Ein Vorschlag zu einem gemeinsamen Ausflug am 27. Juni fand allgemeine Annahme. Die Mitglieder wurden aufgefordert, am 4. Juli beim Sommerfest der vereinigten Gewerkschaften im „Schützenhaus“ sich einzufinden. F. B.

## Vom Ursprung des Lebens.

Von M. S. Baer.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir in der Erdgeschichte um Jahrmillionen immer weiter zurückgehen, so treffen wir auf den Zeitpunkt, da die Erde ein feuerflüssiger Körper war und unmöglich Leben beherbergt haben konnte. Wo ist dieses nun hergekommen? Es wäre möglich, daß nach der Abkühlung der feurigen Erdmasse das Leben von anderswoher auf unsere Erde geflogen wäre. Einzelne Forscher haben das in der Tat angenommen, indem sie glauben, daß durch die Meteore das Leben auf die Erde übertragen worden sei. Ihnen hat man erwidert, es sei doch kaum möglich, daß zarte Organismen die eisige Kälte des Weltraumes vertragen, und hierauf die Glühhitze, die in dem Meteor entsteht, wenn er beim Passieren der Erdatmosphäre sich an derselben reibt. Doch ist dieser Einwurf nicht ganz berechtigt. Im Innern von Meteoriten hat man öfter Kohlentheilchen und sogar Erde gefunden, und wenn diese das Feuer ihres Trägers vertragen, so kann man das auch von der lebenden Substanz annehmen. Auch darin, daß die Meteore kein Wasser und keine Nahrung bieten, liegt kein Grund, die Vorstellung von der Hand zu weisen, daß sie Leben enthalten können. Können doch auch Samenkörner lange ohne Wasser und Nahrung aushalten.

Man hat ferner gesagt, daß diese sogenannte „Kosmozoentheorie“ die Frage nach der Entstehung des Lebens gar nicht beantwortete, sondern nur hinausjohbe. Denn wenn das Leben von einem andern Stern herrühre, so müßte man wieder fragen, wie es da entstanden sei. Aber auch das ist nicht richtig. Man kann sagen, daß das Leben auch auf jenem andern Stern nicht entstand, sondern auch auf ihn von anderswoher gebracht wurde. Kurz, man kann die Ueberzeugung hegen, daß die lebende Substanz seit Ewigkeit her existiert, ebenso wie die Materie und ihre Bewegung. Mit dieser Theorie, daß das Leben keinen Anfang habe, weil es ewig sei, ist denn nun natürlich auch die Frage nach seiner Herkunft beantwortet.

Es gibt aber schlagendere Sätze, die man gegen die Kosmozoentheorie angeführt hat. Zunächst sehen wir, daß die Pflanzen täglich lebende aus anorganischer (unbelebter) Materie aufbauen. Wenn aber lebende Substanz heute noch entstehen kann, dann wird sie wohl nicht seit Ewigkeit da sein. Und noch weniger werden wir an die Ewigkeit der organischen Substanz glauben, wenn wir bedenken, daß ja in einemsfort Organismen vernichtet werden. Von einer ewigen Masse sollte man doch verlangen, daß sie unvernichtbar sei. Die anorganische Substanz, die ewig ist, kann nicht vollständig zerstört werden, sie wandelt sich, man kann mit ihr machen, was man will, immer in andere anorganische Substanz um, und sie ist ja nach unserer Vorstellung auch ewig. Anders die lebende Masse. Diese kann als lebende Substanz vernichtet werden, und sie wandelt sich dabei nicht in andere lebende, sondern in leblose Substanz um.

Da wir täglich mit unseren Augen sehen, wie lebende Substanz aus lebloser entsteht, und wie sie sich wieder in diese umwandelt, so kann man auch annehmen, daß ihre erste Entstehung aus anorganischer Materie gewonnen ist. Um so mehr darf man das, als man noch kein Element gefunden hat, das sich ausschließlich in der lebenden Substanz findet und sonst nirgends. Es ist kein prinzipieller Unterschied zwischen den Eiweißkörpern, an denen wir die Lebenserscheinungen wahrnehmen, und den anderen Verbindungen. Endlich wissen wir, daß alles Komplizierte aus Einfachem entstanden ist, und unsere ganze Naturwissenschaft gründet sich auf diese Tatsache. Es wäre ein allen Erfahrungen widersprechender Fall, wenn es plötzlich chemische Verbindungen gäbe, die nicht aus anderen entstanden wären, sondern gewissermaßen zusammenhanglos mit der ganzen Natur für sich seit Ewigkeit daständen.

So werden wir denn durch diese Ueberlegungen zu der Forderung gedrängt, daß das Leben auf unserer Erde entstanden sei. Und da es auf unserem Planeten immer nur anorganische Materie gegeben haben kann, so muß das Leben aus dieser hervorgegangen sein; denn aus nichts kann es sich nicht gebildet haben. Dieser Satz wird nicht etwa dadurch umgestoßen, daß man sagt, es sei bis jetzt noch nie gelungen, lebende Substanz oder gar Tiere künstlich zu erzeugen. Wie könnte man hierbei auf ein Resultat hoffen, wo man weder den Bau des lebenden Eiweißes kennt, noch die Kräfte, durch die es zustande kommt. Und wenn noch niemand lebende Substanz hergestellt hat, so zeigt das doch nur, daß auf die veruchte Weise das Experiment nicht gelingt, es ist damit aber keineswegs gesagt, daß es nicht andere, unbekannte Methoden gibt, durch die lebendes Eiweiß hergestellt werden kann. Kurz, daß die Versuche, lebende Substanz zu schaffen, bisher mißlungen sind, ist eigentlich selbstverständlich, denn diese Versuche sind bei unserem Stand der Kenntnisse vom Leben nur Schüsse ins Blaue.

Es wäre ja auch möglich, daß das Leben auf der Erde nur entstehen konnte, wenn diese in einem ganz bestimmten Zustand ihrer Entwicklung sich befand, der längst vorüber ist. Damit

wäre dann jegliche Möglichkeit, noch heute Leben zu erzeugen, ausgeschlossen. Und in der Tat hat der berühmte Naturforscher Pflüger eine derartige Theorie aufgestellt und wohl begründet. Er meint, daß die Anfänge zum Leben nur entstehen konnten, als die Erde ganz oder noch teilweise im feuerflüssigen Zustande war. Damit wäre dann die uralte Lehre, daß das Leben aus dem Feuer entstünde, wieder zu ihrem Rechte gekommen.

Ich kann leider nicht im einzelnen auf die sehr einleuchtenden Pflüger'schen Theorien eingehen, da sie eingehende chemische Kenntnisse voraussetzen. Nur im allgemeinen will ich ihren Gang vorführen.

Es gibt bestimmte, komplizierte chemische Verbindungen, die Cyanverbindungen, die leicht zersetzbar sind und sehr viele Ähnlichkeiten mit der lebenden Substanz besitzen. Diese Verbindungen entstehen nur in der Glühhitze. So mögen sie auch, als die Erde noch auf der Oberfläche unerlöschene Gluten besaß, sich gebildet haben. Infolge ihrer leichten Zersetzbarkeit traten sie bald in Wechselwirkung mit den anderen Verbindungen. Und als der Wasserdampf auf der Erde niederschlug und die Anfänge der Wassermassen entstanden, gingen die Cyanverbindungen auch mit dem flüssigen Element und den darin gelösten Salzen Beziehungen ein, und dadurch entstanden die lebenden Eiweißkörper. Diese waren zuerst noch sehr einfach und noch nicht in Zellen gefondert, besaßen aber von Anfang an die Fähigkeit des Stoffwechsels.

Das Leben war also in seiner Entstehung bedingt durch den Zustand der Erde. Die lebende Substanz ist ein Teil der Erdmaterie, sie hat sich aus dieser durch Urzeugung gebildet. Sie mußte mit derselben Notwendigkeit entstehen, wie die Gesteine, als die Bedingungen zu ihrer Bildung gegeben waren. Denn in dem ganzen Weltall gibt es nur unendliche Ketten von Ursachen und Wirkungen, und in dieser unerbittlichen Reihe muß auch das Entstehen des Lebens eingeschlossen sein. Und auch die Weiterentwicklung der lebenden Substanz und ihre Gestaltung zu immer komplizierteren Tieren und Pflanzen ist eine notwendige Folge aus dem jeweiligen Zustand der Erde. Auch diese Umgestaltungen waren Wirkungen von Ursachen, die wieder aus anderen Ursachen folgten. Von dem Geschehen in der anorganischen Natur weiß man schon längst, daß es bedingt ist durch notwendige, unendliche Ketten von Ursache und Wirkung. Auch das Leben in diese Reihe eingeschaltet zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Darwins.

## Die Vorgänge im Berliner Abonnementsverein.

In der Mainnummer unserer Zeitung haben wir auf die Zustände im Abonnementsverein und seinen jüngsten Jahresbericht hingewiesen. Die Generalversammlung stand bebor und versprach, vorangegangenen Erörterungen in der Presse entsprechend, lebhaft zu werden. So ist es auch gekommen. Der Berliner Hausangestelltenverband wollte seine Mitglieder weiter unterrichten und dies ist in unserer letzten Mitgliederversammlung am 1. Juli geschehen. Herr Davidsohn referierte. Was wir da zu hören bekamen, hat wohl manchem Dienstmädchen die Augen geöffnet. In diesem Jahre genügte nicht eine Generalversammlung, sondern es mußten deren zwei einberufen werden. In der ersten hatten sich eine größere Anzahl sozial gesinnter Herrschaften eingefunden, und es lag die Möglichkeit nahe, Verbesserungen auch für die Diensthöten, die zwar nicht die Versicherten, aber die am meisten Interessierten sind, durchzubringen und den alten Vorstand seines Amtes zu entsetzen. Unter allgemeinem Lärmen erklärte der Leiter der Versammlung dieselbe für aufgehoben. Das bis dahin zur Sprache gebrachte Material genügte jedoch vollauf, der Opposition, die hier mit eisernem Wesen kehren wollte, weitere Anhänger zu gewinnen. In der Zwischenzeit bis zur Einberufung der nächsten Versammlung, dem 10. Juni, hatte man nichts unternommen, mit Hilfe der bürgerlichen Presse den alten Vorstand und damit das alte System zu retten. Am 12. Mai war von Herrn Brasch, Mitglied des Abonnementsvereins, eine Versammlung einberufen worden, um die Situation zu sichten. Hier wurden Abänderungsvorschläge beschlossen. Die Anträge wurden aber, als zu spät eingereicht in der zweiten Generalversammlung nicht verhandelt. In Wirklichkeit waren sie früher eingereicht, als das Statut es vorschreibt. So wird also der alte Vorstand in seiner gewohnten Weise weiter „wirken“. In der Diskussion wurde von einer Hausangestellten darauf hingewiesen, daß der Abonnementsverein wohl in seinen Statuten die Hilfeleistung auf 26 Wochen für den erkrankten Diensthöten übernimmt, im gegebenen Falle aber die Herrschaft selbst darauf aufmerksam macht, daß der Kündigungstermin vor der Türe stehe. Die Hausangestellte sagte mit Recht, der Verein prahlt mit Unterthütungen, die zu gewähren er nie in die Lage kommt. Früher war die Herrschaft nach den famosen Statuten des Abonnementsvereins verpflichtet, das erkrankte Mädchen zu kündigen. Seit letzter Zeit hat man dieses „muß“ in ein „kann“ verändert, aber der Effekt ist derselbe geblieben. Dieses Verfahren scheint noch fortgesetzt zu werden, sie wisse von Kolleginnen, daß, sobald der Kündigungstermin nahe, die Kündigungen im Krankenhause nur so angefliegen kämen. Die weiteren Offenbarungen aus diesen Herrschaftskreisen brachte der Versammlung auch noch die Mitteilung, daß wohl vorgeschlagen wurde, eine Frau in den Aufsichtsrat des Abonnementsvereins, der heute nur aus männlichen Personen besteht, hineinzuwählen, daß aber die versammelten Herrschaften in ihrer Mehrheit dies nicht zulassen wollten. Aufsichtsrat und Vorstand einer Institution, die nur über Erkrankungen weiblicher Diensthöten zu beraten haben, sollten eigentlich aus ganz selbstverständlichen Gründen

nur aus Frauen bestehen. Auf welcher sittlichen Stufe die Mehrheit der Generalversammlung des Abonnementsvereins stand, bezeugte die Mitteilung, daß die „herrschaftliche gebildete“ Versammlung in ein heulendes Gelächter ausbrach, als der Antrag gestellt wurde, schwangeren Dienstboten Hilfe zuzusichern. Unsere Dienstboten tut gut, sich das Gebahren dieser Herrschaften, von denen sie bekamtlich fittlich beeinflusst werden sollen, recht sorgsam ins Gedächtnis zu prägen.

Mit unserer Versammlung beschäftigte sich auch die bürgerliche Presse. Besonders wurde die Handlungsweise kritisiert, daß der Abonnementsverein die Herrschaften veranlasse, erkrankten Dienstboten zu kündigen. Diese Berichte veranlaßten den Abonnementsverein, eine „Berichtigung“ an die bürgerliche Presse zu schicken, in der das Gesagte in Abrede gestellt, trotzdem ein „Aufmerksammachen“ der Herrschaften seitens des Vereins zugegeben wird. Dann werden noch einige Krokodilstränen darüber vergossen, daß, wenn der den Herrschaften erteilte Wink befolgt wird, der Abonnementsverein nicht mehr für die kranken Dienstboten eintreten könne. Darüber ist denn natürlich der Abonnementsverein immer herzlich froh. Denn wenn er mehr tun wollte, wäre ihm dies sehr leicht möglich und tausenden von Dienstboten geholfen.

An den Vorstand des Verbandes der Hausangestellten wurde folgendes Schreiben gerichtet:

„In der Anlage gestatten wir uns, Ihnen Abschrift eines Schreibens an die Redaktion des „Berliner Börsen-Couriers“ mit der Bitte sehr ergebenst zu überreichen, von dem Inhalt bei nächster Gelegenheit den Mitgliedern Ihres geschätzten Verbandes Kenntnis geben zu wollen.“

#### Hochachtungsvoll

Abonnementsverein von Dienstherrschaften für kranke Dienstboten zu Berlin auf Gegenseitigkeit. Leopold Rosenow.“

Wir unterrichten die Hausangestellten recht gern über die Methoden des Abonnementsvereins, weiter unten erfahren sie auch, welchen Inhalts die Schreiben sind, die der Abonnementsverein den Herrschaften zustellt, sobald ein Mädchen krank wird. Dem Abonnementsverein selbst mag es recht unangenehm sein, solche Dinge in der Öffentlichkeit besprechen zu müssen. Er glaubte wohl bisher, den Herrschaften noch einen Gefallen zu tun und für sich selbst den Nutzen davon zu ziehen, da konnte der Vorstand schon auf die Verschwiegenheit der Mehrheit seiner Mitglieder rechnen. Doch nicht immer hat sein „guter Rat“ eine gleichgefinte Seele gefunden. Uns liegt ein Brief einer Dame vor, dessen Inhalt alle Beteuerungen und Berichtigungen des Abonnementsvereins zuschanden werden läßt und die Wahrheit unserer Annahme bestätigt. Die Dame schreibt:

„Berlin W., den 15. Juli 09.“

„Meine Mitteilungen über die mit dem Abonnementsverein gehabte Korrespondenz halte ich voll und ganz aufrecht, allerdings waren die Briefe noch von Herrn Altmann unterzeichnet.“

Es handelte sich um ein Dienstmädchen, das eines Abortes wegen im Krankenhaus Weiland Aufnahme gefunden hatte, worüber ich dem Verein pflichtgemäß Meldung machte. Der Anfrage, welche Kündigungsfrist vereinbart wäre, war vom Verein der handschriftliche Vermerk hinzugefügt worden: „Sie hatten das Recht, das Mädchen sofort zu entlassen!“

Als ich dem Sinne nach antwortete, daß es meinem ethischen Empfinden widerspräche, ein Menschenkind, das hilflos und krank ist und sich in Schmerzen windet, auf die Straße zu setzen, doch würde ich die Anschauungen der Vereinsleitung über einen solchen Fall in der nächsten Generalversammlung zur Sprache bringen, erhielt ich die Antwort, daß von einem Verlangen des Vereins, das Mädchen sofort zu entlassen, ja auch nicht die Rede gewesen wäre, man hätte mich nur auf mein Entlassungsrecht aufmerksam machen wollen.

Ich glaube wohl, daß dem derzeitigen Leiter von diesem Briefwechsel nichts bekannt ist. Doch sollten immerhin die Bureaubeamten, die unter Herrn Altmann schon tätig waren, die Register sichten, bevor eine Berichtigung in die Presse lanciert würde. . . . .

Mit vorzüglicher Hochachtung

(Unterschrift.)“

Sier haben wir klipp und klar den Beweis, wie der Abonnementsverein verfährt.

Es ist sicher nicht der erste und letzte Brief, der einem Mitgliede das Kündigungsrecht nahelegte. Zweifelhaft nur ist es, ob sich die Mehrzahl der Herrschaften nicht danach gerichtet hat. Solche Aufforderung erweckt den Glauben, daß gekündigt werden müsse, um nicht noch alle Ansprüche zu verlieren. Der größte Teil der Mitglieder des Abonnementsvereins überlegt sich dieses Nachwort gar nicht. Viele sind des Glaubens, wirklich für ihr Mädchen gesorgt zu haben, wenn sie jährlich nur den Betrag dem Abonnementsverein zahlen. Wie überall, sind auch dem Abonnementsverein die kranken Dienstboten lästig. Es wird höchste Zeit, daß ein Reichsgesetz diesem Treiben ein Ende bereitet.

#### Bunte Ecke

Man muß sich zu helfen wissen. Auf originelle Weise hat, wie mitgeteilt wird, ein Budapester Buchhändler dieser Tage einige hundert Exemplare Bücher verkauft, die ihm sonst liegen geblieben wären. Er ließ Papierstreifen mit folgender Aufschrift drucken: „Was das Mädchen vor der Ehe wissen muß!“ „In Oesterreich verboten!“ und die Bücher in die Papierstreifen stecken. Natürlich lockte diese vielversprechende Aufschrift zahlreiche neugierige Mädchen in den Laden des Händlers und dieser wurde in einigen Tagen eine ansehnliche Masse von — Kochbüchern los.

#### Der „Gewohnheitsesel“.

Seitdem die Agitation unter den Hausangestellten von unserer Seite mit allem Nachdruck eingeseht hat und die Zahl der Organisierten von Woche zu Woche wächst, bemühen sich auch die „Christlichen“ um die Hausangestellten. Sie glauben durch gutes Zureden auf beiden Seiten, bei Herrschaften und Dienstboten, die „Dienstbotenfrage“ zu lösen, ohne deren Ursache: die ausnahmerechtliche Stellung, die soziale Nichtachtung und den wirtschaftlichen Tiefstand zu bekämpfen.

Sie möchten, wie man zu sagen pflegt, den Kelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Selbst die innere Mission möchte mithelfen, die Hausangestellten zur Demut und zur Zufriedenheit zu erziehen und verbreitet zu diesem Zweck Traktätchen an Dienstboten und Dienstherrschaften.

Neben recht vielem Unsinn, den ein solch Büchelchen enthält, stießen wir auf eine kleine Notiz, die alle Herrschaften sich zur Beachtung ins Stammbuch schreiben sollten, und die wir deshalb ohne jeden Kommentar (Erläuterung) abdrucken:

#### Der Gewohnheitsesel.

Ein noch nicht lange erweckter Knecht weigerte sich, am Sonntag eine Arbeit zu verrichten, die sein Herr von ihm verlangte. „Aber,“ jagte dieser zu ihm, „steht denn nicht in eurer Bibel, wenn ein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, so dürfe man ihn herausziehen?“ — „Jawohl,“ antwortete der Knecht, „aber wenn der Esel die Gewohnheit annimmt, jeden Sonntag in den Brunnen zu fallen, so muß entweder der Brunnen zugeworfen oder der Esel verkauft werden.“ Stimmt.

Von berühmten Vielesern erzählt „Pearson's Weekly“: „Einer der größten Eifer und Schleder der neueren Zeit war der berühmte Naturforscher George Cubier“, von dem man in der Tat sagen konnte, daß er ein Gierschlund und ein Vielstraß war. An seinem Tisch brauchte man nie Hunger zu leiden, und er wählte sich nur solche Tischgenossen, die es im Essen mit ihm aufnehmen konnten. Der liebste Gast war ihm ein alter Abbé, der einen fürchterlichen Appetit mitbrachte, wenn er einmal eingeladen wurde; das passierte ihm aber jedes Jahr nur einmal, und zwar am Neujahrstage. Die beiden Esser waren in allem, was die Zubereitung der Gerichte betraf, ein Herz und eine Meinung; über eines nur konnten sie nie einig werden: über die Art der Anmachung des Spargels. — Cubier liebte ihn mit Öl angemacht, während der Abbé Butter darüber gegossen wissen wollte. Infolgedessen wurde bei dem großen Neujahrseffen der Spargel in zweierlei Gestalt aufgetragen: Cubier bekam 150 Stangen Spargel mit Öl, der Abbé 150 Stangen mit Butter. An einem Neujahrstage aber geschah es, daß der Abbé, während er ganz vergnügt mit seinem Gastgeber plauderte, urplötzlich vom Schläge getroffen wurde und als Leiche zu Boden sank. Cubiers erster Gedanke war, in die Küche zu eilen und dem Koch zuzurufen: „Sämtliche Spargel mit Del!“

\*) Geboren 1769, gestorben 1832.

#### Gedicht von Wolfgang Goethe.

##### Fuchs und Kranich.

Zwei Personen, ganz verschieden,  
Luden sich bei mir zu Tafel,  
Diesmal lebten sie in Frieden,  
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,  
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;  
Weil er von Schakals Geschlechte,  
Legt' ich bei geschwollne Trauben;

Langgehälftes Glasgefäße  
Seht' ich ungesäumt dagegen,  
Wo sich klar im Elemente  
Gold- und Silberfischlein regen.

Hättet ihr den Fuchs gesehen  
Auf der flachen Schüssel hausen,  
Neidisch müßtet ihr gestehen:  
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,  
Sich auf einem Fuße wiegte,  
Hals und Schnabel, zart und schwächtig,  
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie beim Wandern  
Sich der Tauben, sich der Fischchen;  
Jeder spottete des andern  
Als genährt am Kakentischen.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren,  
Mußt, gemäß den Urgeschichten,  
Wenn vie Leute willst gastieren,  
Dich nach Schnauz' und Schnabel richten.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Die Zündhölzchen.

